

Bierglaslyrik

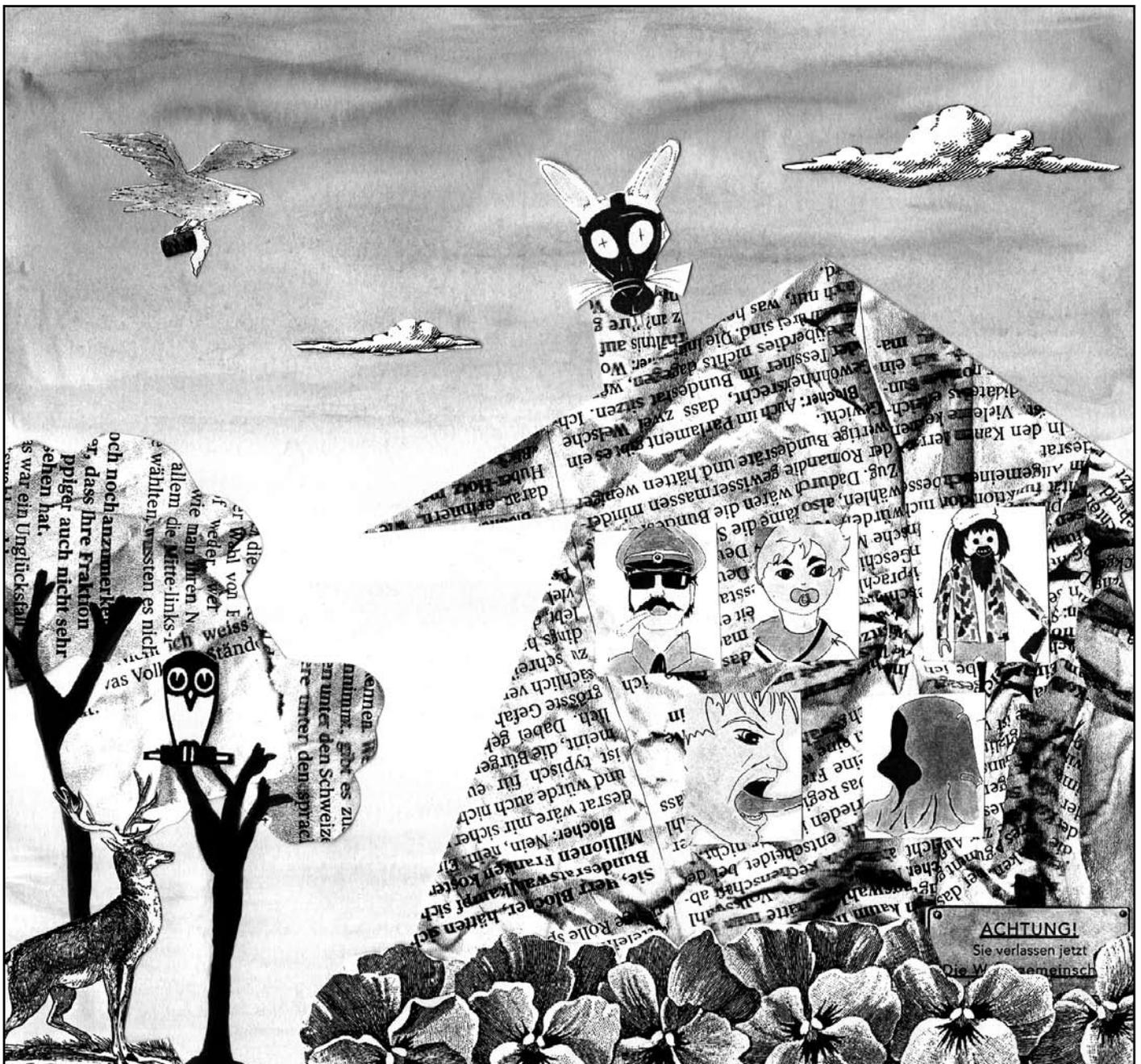
schon fast kult

Nr. 18 / April 2013

Wilmersdorfer Witwen Silvia Friedrich über das wilde Berlin.

Flat Hate Daniel Ring mag WGs nicht so wirklich.

Reizender Freitag Didi Costaire über Robinsons Wunschmitbewohner.



Werke zum Thema Wohngemeinschaft

Editorial

Liebe Lyrikerinnen, liebe Lyriker

Wem gehört der Parmesan da hinten? Warum ist da Salami auf meinen Schallplatten? Hat sich die Verwaltung schon entschieden, ob sie in diesem Winter heizen will? Wer liegt da in der Badewanne? Dies ist nur eine kleine Auswahl der beliebtesten Fragen zur Lebensform „Wohngemeinschaft“. Sie alle kreisen am Ende um die alles entscheidende Frage: Warum tun wir uns das eigentlich an? Auf diese Frage liefern unsere Autorinnen und Autoren achtzehn unterschiedliche, aber gleichermassen lesenswerte Antworten. Sollten doch noch Fragen offen sein, so empfehlen wir den Besuch eines frei wählbaren Seminars. In diesen Veranstaltungen werden mittlerweile sämtliche Themen des Lebens abgehandelt. Von der Intersexualität in Tadschikistan bis zur Atmung als Weg zur Hodenkrebsheilung ist da für jeden was dabei. Egal, ob an der Uni oder im Nacktashram - deine Erfahrungen und Lügengeschichten zum Thema „Seminar“ interessieren uns. Schick uns deinen Text zum neuen Thema bis zum 31. Mai 2013!

Bierselige Grüsse aus Bern
Die Redaktion

Bargeflüster

von Simon Zimmermann

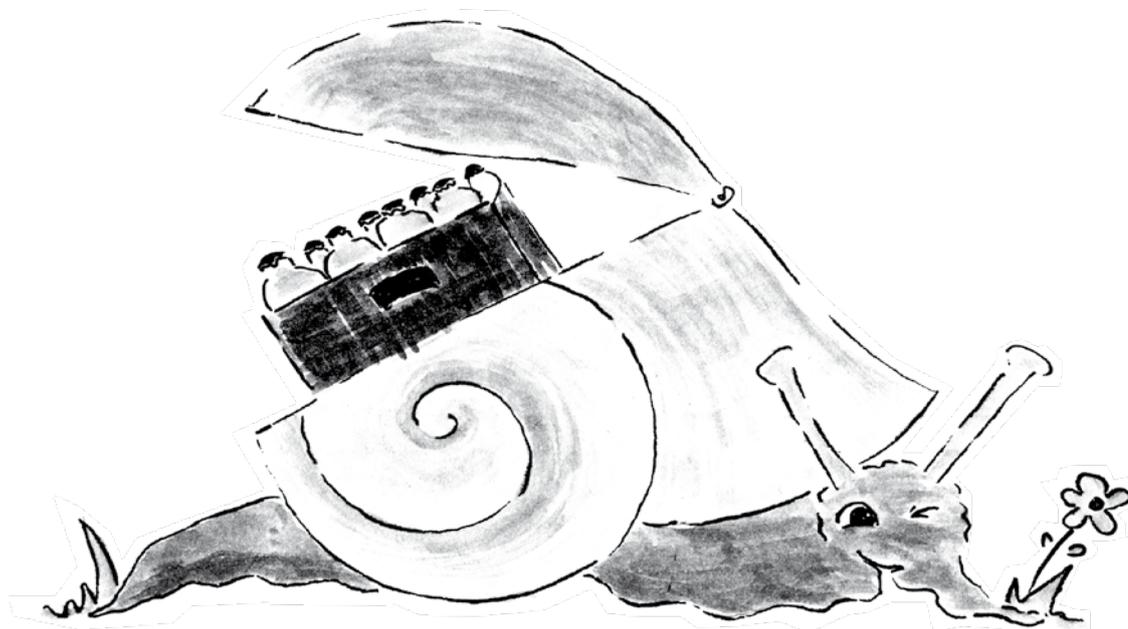
Es gab Zeiten, da ging Tom schon am frühen Mittag in seine Wohnung, die mit Bildern vertäfelt war, und in der es rauchig roch, wie in den Zwischenräumen einer Tabakplantage. Die Fenster schienen ständig von Frost beschlagen zu sein, selbst wenn es Sommer war. Tom erklärte sich das durch den Dunst, der vom Bier abstaubte, wenn man den Schaum herunter pustete. Aber das war vermutlich nur eine verrückte Fantasie, wie jene, die seine Mitbewohner so oft hatten, und von denen sie erzählten, in langen Nächten.

Tom hatte gelernt, sich alles zu teilen. Wenn er aufstand, um pinkeln zu gehen, musste er bei der Wiederkehr feststellen, dass einer seiner Hausgenossen sich auf seinen Hocker gesetzt hatte. Gleiches galt für das Gespräch mit einer im Alkoholrausch hübschen Frau. Ging er, blieb fort und kam wieder, hing schon ein anderer Schnurrbart an dem Ohr der kurvigen Lady und flüsterte ihr Sachen ins Ohr, worauf die Blonde oder Brünette kichern musste. Haarfarben verschwammen schnell. Ähnlich war es mit Essen oder Snacks. Ja, ehrlich. Das ging Ruck Zuck und Zack, da war die Pizza verschwunden,

das dampfende Sandwich für ewig fort. Natürlich wusste Tom, wo es war. Einer seiner Freunde, die mit ihm diese bildbehaftete Wohnung teilten, hatte sich all das genommen. Aber auch sie teilten mit ihm. Es war eine Symbiose, in der er lebte.

Es gab Zeiten, da ging Tom schon früh dorthin, wo seine Freunde zeitweise am Tage lebten. Wenn er sich zurückerinnern müsste, wie das zeitweilige Asyl für ihre arbeitsamen Plaudereien hiess, würde er vermutlich sagen, dass er sich nicht mehr erinnerte. Vielleicht, weil er zu viel gesoffen hatte. Dann würde er lachen, um klar zu machen, dass es nur ein Scherz gewesen sei. Tom erinnerte sich an den Namen des Hauses. „Die Schnecke“ stand in grosszügiger Schrift über der alten, grünen Tür. Natürlich erinnerte sich Tom an die Tür, schliesslich war „Die Schnecke“ die beste Bar in der Stadt, und wenn ihn die Füsse von der Arbeit schmerzten, dann ging Tom dorthin und konnte sich von seinen zeitweiligen Mitbewohnern wieder aufbauen lassen, zu jenen Zeiten.

Simon Zimmermann trinkt Beck's



Momentaufnahme

von Christiane Weber

Der Heiner befindet sich
auf der Lisa
und das Marmeladenglas im Klo
der Müll beginnt zu
riechen
der Arnold ebenso
Julia schwebt
auf Wolke sieben
und der Ralf weint fürchterlich
das Obst ist schon verkommen
wie der Kater
und auch ich
die Sonne quält sich durch
verdreckte Fensterscheiben
an der Schrankwand
fehlt die Tür
Heiner will nicht länger
bleiben
und die Lisa
will nur noch zu mir.



Christiane Weber trinkt Schöfflerhofer

Beizenbesuch

Da muss man nicht hin
von Stammgast Fancy Lollobrigida

Die Schänke, in der ich mich dieses Mal niedergelassen habe, ist keine Sorte Bar, in die man förmlich hineinschwebt, im Vorbeigehen beim Barkeeper mit einer lässigen Winkbewegung einen Caipirinha ordert und sich in einem Ledersessel in der Lounge niederlässt, wo es von attraktiven, austauschbaren Blondinen wimmelt. Nein, das ist eher die Sorte Kneipe, in die man eintritt, und keine Sau merkt's. Man setzt sich auf alte Holzstühle mit Stoffbezug und wartet bis eine kurzhaarige Kratzbürste mit bis unters Kinn zugeknöpfter Bluse die Bestellung aufnimmt. Eigentlich wäre es Freitagabend und Feierabendzeit, doch die Bude ist leergefegt. Nur sieben mittelalterliche Typen sitzen rum und trinken Bier. Neben mir sitzt eine typische alt eingesessene Stammtischtruppe mit Schnäuzen und Wohlstands bäuchen, wie man sie in jeder mittelmässigen Kneipe antrifft. Der

eine Typ - offenbar der Stichwortgeber, -ausführer und -beender - schwärmt von einem gewissen Ökonomen und Nobelpreisträger namens Krugman, dessen Buch er gerade liest. Er referiert über die New-Deal-Politik unter Roosevelt, und ich denke mir: Hoppla, habe ich mich womöglich getäuscht, und vor mir sitzt ein Grüppchen von Wirtschaftsintellektuellen?

Es muss gesagt sein, das „gemütliche Speise- und Spezialitätenrestaurant im Breitenrain“ wird seiner Eigenwerbung schon lange nicht mehr gerecht. Die Gaststube scheint seit den frühen Achtzigerjahren nicht mehr renoviert worden zu sein. Damals waren doch Wagenräder als Wand- und Deckenschmuck der Heuler? Und die Spezialitäten? Mit einem „Cordon-Bleu-Festival“ lässt sich wohl auch nur noch eine Horde Hillbillies aus dem Emmental anlocken. Egal, ich halte es nach dem Motto: Ein gutes Bier schmeckt in jeder Kneipe. Derweil bestellen die vier debattierfreudigen Rentner eine Käse-Wurst-Platte.

Mein Blick wandert durch den Raum und bleibt an einer Werbung für Apérol Spritz hängen. Ein verzweifelter Versuch, junges Stadtgemüse mit Cüpli-Fetisch in die Höhle zu locken. Währenddessen betritt ein Soldat die Gaststube und krallt sich den „Blick“. Keine Auffälligkeit, so ist die Kaserne doch gleich um die Ecke.

Mittlerweile hat sich die Thematik bei den Stammtischlern in Richtung Fussball verschoben. Der Wortführer meint, er schaue nur noch die spanische und italienische Liga - Swisscom TV sei Dank. Da sei das Grottengekick von YB und anderen Super-League-Gurkentruppen schlicht nicht mehr interessant. Dann fällt es doch noch, das N-Wort. Es störe ihn, dass es immer mehr Neger in der Schweizer Nati habe, meint der Alpha-Mann. Damit hat sich wohl die Theorie der Intellektuellentruppe erübrigt.

Auflösung vom letzten Mal:
Restaurant du Brésil

Lauf der Dinge

von Saskia Kruse

Es nervte ihn. Ganz gewaltig sogar. Seine Mutter sass vor ihm und knüllte nervös an einem Taschentuch in ihren Händen rum. Offensichtlich hatte sie wieder geweint. Wenn sie auch immer versuchte, dieses so gut wie möglich zu überspielen. Ok, irgendwie hatte sein Leben nicht den erstrebenswerten Gang genommen – aber man konnte auch alles dramatisieren! Vielleicht war es tatsächlich nicht normal, mit Ende 30 immer noch in einer Wohngemeinschaft zu leben, aber konnte man das ernsthaft unablässig zum Stein des Anstosses und der Verzweiflung nehmen? Ja, heiraten, ein Haus bauen, kleine Enkelchen das Licht der Welt erblicken lassen und hopsasa trallala – das war normal. Aber wer wollte schon „normal“ sein? Er ganz bestimmt nicht. Puh, war er ernsthaft schon 38? Rückblickend betrachtet, erschien ihm sein Leben tatsächlich ein wenig ... diffus.

Er war noch in seinen Gedankengängen verstrickt, als seine Mutter leise zu ihm durchdrang: „Jürgen, das alles hier... Was haben dein Vater und ich nur falsch gemacht?“ Es gelang ihr nicht, den Aufschluchzer zu unterdrücken.

„Och Mutter, es ist doch alles gut! Ich lebe gern hier, will es gar nicht anders. Ich weiss, du hast immer gesagt, eine Wohngemeinschaft sei nichts für mich, dafür sei ich viel zu pingelig. Aber ich habe gelernt, über gewisse Schwächen und Nachlässigkeiten meiner Mitbewohner hinwegzusehen.“ Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und liess seinen Blick durch den Raum gleiten. In einiger Entfernung schlurfte ein junger Mann gesenkten Hauptes vorbei.

„He, Gunnar – steck dein Hemd ordentlich in die Hose! Und deine Haare sind wieder nicht vernünftig gekämmt!“ Entwaffnend lächelte Jürgen seine Mutter an: „Nun ja, dezente Hinweise können ja nicht schaden.“ Er beugte sich vor und fing an, imaginäre Krümel vom

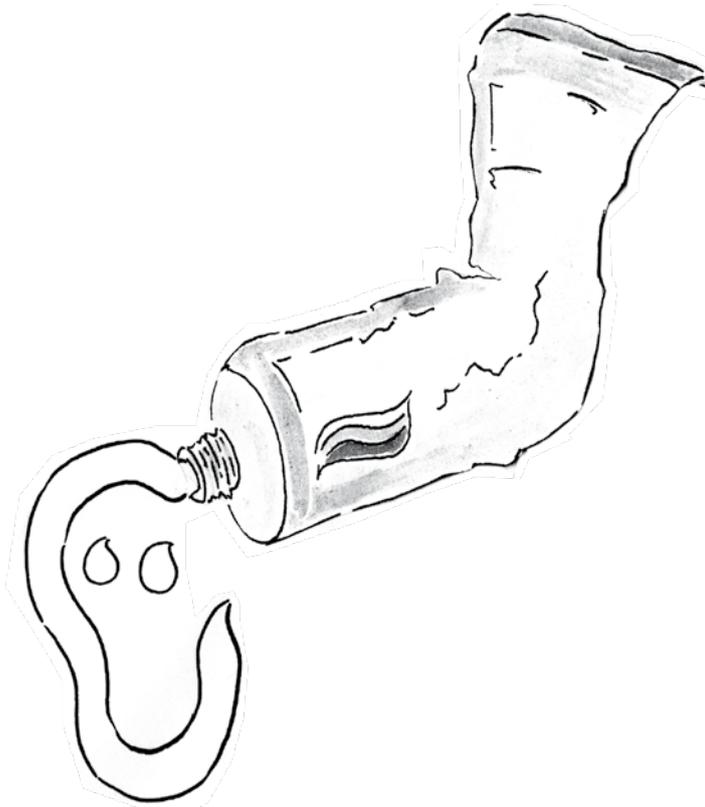
Tisch zu wischen. Zunächst flüchtig, zunehmend hektischer. „Wer hat denn hier zuletzt am Tisch gegessen? Meine Güte, kann man den nicht sauber hinterlassen? Das ist fürchterlich, ich hole eben einen Lappen und ...“

Seine Mutter erhob sich und versuchte, ihren vom Stuhl aufgesprungenen und wild gestikulierenden Sohn zu beruhigen: „Jürgen, es ist doch gut. Der Tisch ist ganz sauber. Geh einfach und leg dich ein wenig in dein Bett, du bist wieder gestresst. Ich muss sowieso los. Es ist schon spät.“ Sie versuchte, ihren Sohn zur Beruhigung und Verabschiedung zu umarmen, dieser faselte aber unablässig etwas von einem „Lappen“ und „Drecksloch“ und war mit seinen Gedanken offensichtlich ganz woanders. „Nächsten Monat komme ich wieder. Mach's gut, mein Junge“, rief sie ihm noch hinterher und wandte sich zum Gehen.

Die Tür hinter ihr fiel schwer ins Schloss, und sie liess sich mit einem Stosseufzer dagegen fallen. Würde das denn nie besser werden? Es war jetzt schon über 15 Jahre her, dass Jürgen seinem Mitbewohner mit einem Schür-

haken den Schädel zertrümmert hatte. Wegen einer unsauber ausgequetschten Zahnpastatube. Und alles, worüber er sich hinterher aufregte, war die Tatsache, dass sein Mitbewohner das halbe Wohnzimmer vollgeblutet hatte ... Resigniert setzte sie sich in Gang und verliess das Gelände der Psychiatrie.

Saskia Kruse trinkt Veltins V+ Kola



Wir waren Mitbewohner

von Marek Lemberg

Und dann wurde es Sommer. Die Klimaanlage lief auf Hochtouren, auch nachts. Zumindest bis sechs Uhr morgens, wenn mein Mitbewohner sie runterdrosselte, und ich noch ein paar Stunden länger schlief. Er begann den Tag mit einem Morgengebet und der Aufarbeitung des Vortages. Seine Stifte und Textmarker lagen bereits feinsäuberlich aufgereiht neben seinem

hochfuhr, weil es verdammt stickig in der Wohnung war, wenn ich aus den umliegenden Bars auf den Campus in die Studentenbude direkt neben der medizinischen Fakultät gestolpert kam und am Kühlschrank hing und mir einen Liter Wasser einflösste, um dem Kopfweh vorzubeugen. Anders hätte ich es niemals am nächsten Morgen aus dem Bett geschafft.

Flieger, ich erst nach ein paar Monaten, nachdem ich in Kalifornien hängen geblieben und den Highway 1 hoch und runter gefahren war.

Er fing als Assistenzarzt in der Berliner Charité an, schrieb mir ganz stolz einen Brief. Ich jobbte ein wenig als Barkeeper, fühlte mich noch nicht bereit fürs Berufsleben, und mein Vater überwies mir weiter einen stattlichen Betrag auf mein Girokonto. Er schrieb, dass seine Mitbewohner lange nicht so nett seien, wie ich es gewesen war, und Berlin nicht wirklich seine Stadt sei, alles so laut und so dreckig und viel zu durchgeknallt. Ich schrieb zurück, ich käme ihn irgendwann einmal besuchen und zeige ihm das Berliner Nachtleben, versprochen. Der nächste Brief erteilte mich aus einem Kloster in Japan. Er war mit dem Druck nicht mehr klar gekommen und zusammengebrochen. Ein Freund aus Schulzeiten überredete ihn, mit nach Japan zu kommen, um Mönch zu werden und dem Leben einen Sinn zu geben.

Ich stolperte zufällig über eine Wohnungsanzeige in Wien, dort sei ein männlicher Mitbewohner mit Lebenserfahrung gesucht, worauf ich mich mit einer kurzen E-Mail bewarb und tatsächlich eingeladen wurde. Die Hauptmieterin entpuppte sich als Oberärztin in der Wiener Uniklinik, die völlig aus dem Häuschen war, dass ich in Harvard studiert hatte. Ich wurde Assistenzarzt und Oberarzt. Heute bin ich Chefarzt einer Privatklinik, verdiene viel zu viel Geld und überlege, ob ich es meinen Kindern ermöglichen soll, ebenfalls in Harvard zu studieren. Mein WG-Mitbewohner von damals meldet sich noch heute in pflichtbewusster Regelmäßigkeit per Brief aus Japan. Er hat sich nicht geändert.



Collegeblock, wenn er nach der Katzenwäsche im Bad am Küchentisch, der gleichzeitig unser Arbeitstisch war, Platz nahm. Während er sich hektisch ein paar Löffel Cornflakes mit Milch in den leeren Magen stopfte, versuchte er, den neuesten Uni-Stoff vor der ersten Vorlesung am Morgen nachzuarbeiten. Während ich in meinem Bett lag und schlief, und es langsam aber sicher wärmer wurde. Drinnen und draussen.

Wir waren ein ungleiches Paar, und es hätte nicht besser kommen können. Er, der pflichtbewusste, immer auf Hochtouren laufende, ehrgeizige Student. Ich, der trottelige, lustlose, lebensfrohe Bummler, der die Klimaanlage nachts

Wir waren Medizinstudenten in Harvard. Er, der sorgsame Streber, der es wirklich verdient hatte, später beruflichen Erfolg zu haben, und ich, der Lebemann, der seine Zukunft riskierte und nur für den Moment lebte, der Frauen mit aufs Zimmer nahm und dafür sorgte, dass sein Mitbewohner es sich angewöhnte, mit Watte in den Ohren zu schlafen, zumindest am Wochenende, wenn es vorprogrammiert war, dass nebenan das Bett quietschte. Wir machten in Harvard gemeinsam Examen, er mit Auszeichnung, ich mit Ach und Krach und einem Augenzwinkern des Dekans. Wir kehrten zurück nach Deutschland, er mit dem ersten

Marek Lemberg trinkt Budweiser Budvar

Robinsons geheime Notizen

von Didi Costaire

Die einsame Insel steckt voller Gefahren.
Ich fürchte Erkrankungen, Tiere und Horden
gefrässiger Wilder, die entern und morden,
auch dunkle Kapitel in den Memoiren.

Die Feuer am Lager sind mangelhaft heizende,
die stolzeste Lanze wird irgendwann rostig.
Ich lechze nach Liebe, doch mir ist so frostig.
Und nirgends ein Weibsbild. Bloss Freitag, der Reizende.

Didi Costaire trinkt Freitags Wicküler



Alternativ-Reportage

Denkt euch doch selbst einen passenden Titel!

von Stammgast Fancy Lollobrigida

Journalisten sind schon eine eigene Zunft. Notorische Besserwisser, die das Gefühl haben, über alles und jeden Bescheid zu wissen, und einen enormen Wissensvorsprung zu haben auf den Rest der Menschheit. Sie massen sich tagtäglich an, nach kurzem Einlesen in der Mediendatenbank, über jedes noch so komplexe Thema einen beherrschenden Kommentar zusammenschustern zu können.

Mir ist bewusst, dass ich für diese Reportage einen in der Branche völlig inakzeptablen und langweiligen Einstieg gewählt habe. Die Chefin bei der Zeitung, bei der ich auch arbeite, würde lapidar sagen: „Staubtrockener Einstieg, beim ‚Sie massen sich an...‘ hast du mich als Leser bereits verloren.“ Jetzt geht’s aber erstmals um meine Reportage als Freelancer, die ich für die namentlich nicht genannte Zeitung geschrieben habe, und über die sich ich und das Redaktionsteam nun beugen. Es ist morgens um 9:30 und Zeit für die ressortinterne Blattkritik. Es ist die Sternstunde der Klugscheisser und der „Dem-Chef-in-den-Arsch-Kriecher“.

„Die Reportage ist an und für sich gut,

aber ich hätte mir eher einen crème-schnittenartigen Aufbau gewünscht“, meint der nervige Mittdreissiger mit Hornbrille und Karohemd, dafür ohne Freunde. Das bedeutet übrigens, dass man mit einem sogenannten „szenischen Einstieg“ beginnt, nach ein paar Zeilen Hintergrundinfos einstreut, dann wieder szenisch weiterfährt, um dann wieder Infos zu liefern, usw. „Man kann schon direkt mit einem Zitat einsteigen, aber an meinem letzten MAZ-Kurs lernte ich, dass es eben nicht mehr in jedem Fall gut ist, mit einem Zitat einzusteigen“, wirft die gänzlich humorfreie Rollkragenpulloverfrau ein. Der Titel sei aber gut. Kein Wunder, denn es ist ja nicht meiner. Meiner wäre ein Beatles-Song gewesen, der den besuchten Event optimal wiedergegeben hätte. Doch weil er nun mal englisch war, meinte der Ressortleiter, den könne man so nicht bringen, denn die 70-jährige Erna aus Hasle-Rüegsau verstünde das nicht. Dass diese Erna als repräsentative Stammleserin, die immer bei Titel- oder Wortänderungen als Begründung erhalten muss, wahrscheinlich nur ein Phantom ist, kümmert niemanden. Auch die Frage, ob zuerst der dumme, weltfremde Leser da war, und sich unsere Zeitung dem angepasst hat, oder ob nicht umgekehrt unsere Art

Artikel zu schreiben eine dumme und weltfremde Leserschaft generiert hat, wird verdrängt. Wie dem auch sei, der Titel wurde geändert, und nun prangt ein dämliches Wortspiel über meinem Text. Ein weiterer stupider Zwang unter Journalisten: Wo immer es geht, sollte ein Wortspiel im Titel sein. Stimmen die Zahlen einer Airline nicht, so titelt man „Swiss fliegt Verlust ein“ Haha! Einfliegen! Wegen den Flugzeugen! Versteht ihr? Wie originell! Stimmt das Parlament über eine Jagdverordnung ab, titelt man „Bürgerliche schiessen Jagd-Vorlage ab“ Buahaha! Abschiessen! Ich schmeiss mich weg!

Zum Schluss bemerkt noch der Alles-und-jeden-Kenner der Runde: „Bei dieser Aussage hätte man noch etwas nachhaken und kritische Stimmen einholen sollen.“ Ebenfalls ein heiliger Grundsatz der Zunft: Egal zu welchem Entscheid, hole so viele Stimmen wie möglich ein. Auch wenn sie nichtssagend sind, oder alle dasselbe sagen. Egal, Hauptsache man kann mit „Expertenmeinungen“ auftrumpfen.

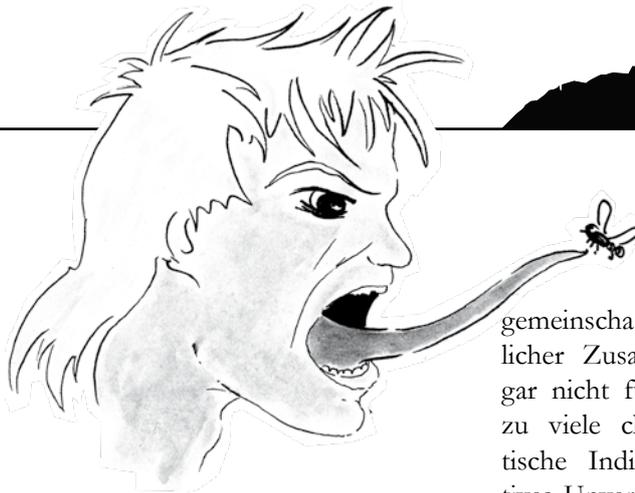
Mir ist bewusst, dass das weniger eine Reportage war, als eine persönlich gefärbte Abrechnung mit der Hand, die mich füttert, aber das ist mir egal. Bei uns gibt’s ja keine Blattkritik. Noch nicht.

Flat Hate

von Daniel Ring

Eine seriöse Internetzeitung, die regelmäßig zur Untermauerung ihres eigenen hohen Anspruchs einen „Wetten, dass...?“-Liveticker einrichtet, damit der gemeine deutsche Durchschnittsbürger das leider nur im Pay-TV auf ZDF ausgestrahlte Showgeschehen mitverfolgen kann, titelte vor etwas mehr als einem Jahr auf ihrer Online-Präsenz, dass die deutschen Studenten verwöhnt sind. Verwöhnt in Sachen Wohngemeinschaftsalltagsleben, so verwöhnt, dass sogar ein WG-Psychologe zu Rate gezogen werden muss. Schliesslich kann in Zeiten von allgegenwärtigem Burn-out und postkrisoraler Finanzdepression nur eine stimmige medizinische Diagnose der Weisheit letzter Schluss sein. Doch sind es wirklich nur die faulen, nichtsnutzigen, in ein paar Jahren Führungsämter bekleidenden Pseudo-Intellektuellen, die eine klassische Wohngemeinschaft nicht auf die Reihe bekommen? Oder greift das Phänomen des gemeinschaftlichen Lagerkollers womöglich auch auf andere Gesellschaftsschichten über?

US-Forscher des amerikanischen Forschungsinstituts „Research“, die sich mit der Erforschung von Forschungsgegenständen beschäftigen, haben herausgefunden, dass 97,389 Prozent (gerundet) aller bekannten deutschen Sozialgruppierungen zusammengepfercht auf 30 Quadratmeter für 300 Euro kalt im Monat dauerhafte Schwierigkeiten mit der zwischenmenschlichen Interaktion haben würden. Das heisst im Klartext, dass so gut wie keine Sau für einen längeren Zeitraum mit einem zweiten Deppen zusammenleben könnte. Der eine oder andre wird sich fragen, was die Ursachen dafür sind, und wie man sich das vorzustellen hat. Am besten sei das Ganze anhand von prominenten Beispielen illustriert, die ja wegen ihrer medialen Bekanntheit sowieso eine Vorbildfunktion für



unsere verdorbene Gesellschaft erfüllen sollen:

Man gebe sich der absurden Fantasie hin, ein Oliver Kahn und Jens Lehmann würden in Vorbereitung auf die WM 2034 in Nord- und Südkorea im deutschen Teamhotel zusammen ein Zimmer beziehen. Wer würde sich da wundern, wenn die Wohngemeinschaft in der 36. Minute in die Brüche ginge, weil ein Oliver Kahn, nachdem er mit seinem Brdraric-Kahnnickelgriff die dritte Stubenfliege gefangen hätte, von Jens Lehmann als Fliegenfänger bezeichnet und infolge mehrerer Faustschläge wegen vorsätzlicher Körperverletzung angezeigt worden wäre?

Wer würde sich nicht unwohl fühlen, wenn in der 3er-WG von Schavan, Koch-Mehrin und Guttenberg am laufenden Band Zwietracht gesät würde, nur weil jeder den anderen beschuldigte, den Dokortitel verlegt zu haben? Und es würde auch den meisten schwer fallen, mit Oscar Pistorius eine vernünftige Wohngemeinschaftsbeziehungschemie zustande zu bringen, wenn einen beim allmorgendlichen Kaffeekochen immerzu das unangenehme Gefühl der Todesangst beschliche, weil man im Filter einen eingebauten Revolver vermutete.

Der einzige, mit dem es sich aushalten liesse, wäre da noch der drollige Bruderle, dem nun wirklich keiner seine anzüglichen Altherrenwitze ernsthaft abkauft, ausser heuchlerische Nackedei-Zeitschriften oder spiessige öffentlich-rechtliche Fernsehsender vielleicht, denen die Themen für die nächste Talkshow ausgegangen sind.

Man sieht also sehr gut, dass Wohn-

gemeinschaften jeglicher gesellschaftlicher Zusammensetzung im Prinzip gar nicht funktionieren können, dass zu viele charakterliche Makel, politische Indifferenz und kommunikatives Unvermögen einem gedeihlichen Zusammenleben im Wege stehen. Da vermögen nicht einmal moderne soziale Netzwerke wie Facebook oder Twitter derartige Unzulänglichkeiten zu kaschieren, da die widerliche Fresse des Zimmernachbarn letztlich doch beim Liken seines Status „Grad meinen zehnten Bussgeldbescheid kassiert :)“ betrachtet werden muss.

So bleibt am Ende nur noch die Frage zu klären, die einen nach all den aufgezeigten Problemen des Auslaufmodells „Wohngemeinschaft“ leider etwas ratlos zurücklässt: Wieso schaut sich die gefühlte gesamte Bundesrepublik den nicht-recyclebaren RTL-Dreck „Dschungelcamp“ an, wenn man die voyeuristischen Gelüste mit dem Versagen fast jeder ECHT-prominenten „Wohngemeinschaft“ befriedigen kann? Wahrscheinlich brauchen wir wirklich einen Psychologen...

Daniel Ring trinkt Augustiner Hell



Das A und B jeder Zweck-WG

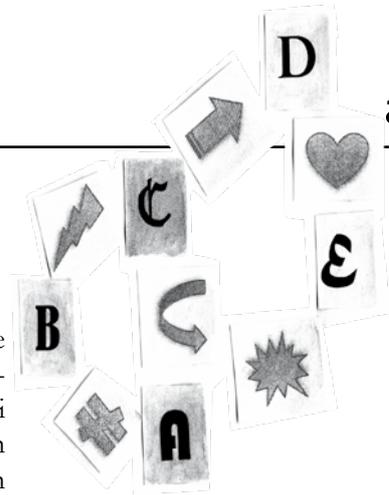
von Martin Sieber

Absicht jeder erklärten Zweck-WG ist es, die Einflussgrösse Mensch auf ein Mindestmass zu reduzieren. Dies geschieht auf ganz praktischem Wege. Zunächst indem zu Beginn der WG-Gründung (oder wenn ein neuer Mitbewohner einziehen soll) ausdrücklich auf ihre zweckmässige Absicht hingewiesen wird, man sich auf Regeln des Zusammenlebens (Putz- und Spülplan, getrennte Haushaltskasse etc.) einigt, die ein reibungsfreies Nebeneinanderwohnen ermöglichen sollen, und letztlich, indem man im alltäglichen Umgang eine Reserviertheit an den Tag legt, die unter Freunden undenklich wäre. Der Unterschied zu einer normalen WG besteht vielleicht darin, dass man eher auf gute Nachbarschaft setzt als auf zwischenmenschliche Verstrickungen. Mit dem Anderen will man eigentlich nichts zu tun haben: auf die Rolle eines blossen Mitbewohners beschränkt, wird so die Möglichkeit jeder echten Begegnung von vornherein unterlaufen. Über jeder Zweck-WG liegt ein Hauch von Misanthropie. Meistens jedoch sind ihre Bewohner sozial nur etwas übersättigt. Sie haben ihren festen Freundeskreis, den sie, neben Studium oder Beruf, hegen und pflegen, und vielleicht erklären sich die erwähnten Schutzvorrichtungen zur Wahrung der inneren Distanz gerade daher, dass sie sehr gut wissen, wie zeitaufwendig und anstrengend alle tiefergehenden Beziehungen sein können. Dass die getroffenen Massregelungen zur Kontaktminimierung in sich äusserst brüchig sind, versteht sich von selbst, denn stets kann der wohl dosierte Andere zur Überdosis, also zum Freund oder Feind werden: Der sinnliche Charakter der lokalen Nähe schliesst, wie Georg Simmel bemerkt, gegenseitige Indifferenz in dem Masse der räumlichen Enge aus.¹ Die anderen lassen sich weder ignorieren noch vergessen. Überall trifft man

auf die Spuren ihrer Existenz: Mareike hat geduscht (es sind Haare im Abflusssieb), Jan gekocht (es riecht nach Chili con Carne) und Sabine ist ausgegangen (der Mantel fehlt an der Garderobe). In einer WG wähnt man sich häufig nur alleine.² Und auch wenn man es einmal tatsächlich ist, so bleibt dieses Alleinsein ein bedrohliches: Der Andere kann jederzeit heimkehren.

Nehmen wir an, man sitzt in der Küche und isst. Dann kommt Sabine nach Hause und sofort wird Denken zum Wirken und Einseitig- plötzlich zur Wechselseitigkeit. In den *Strukturen der Lebenswelt* haben Schütz und Luckmann diese Befangenheit sehr schön beschrieben: „Wenn sich A in Reichweite von B befindet und B (normalerweise) dementsprechend in Reichweite von A, kann B alles, was A in seiner Anwesenheit tut oder lässt (genauer genommen: im angenommenen Bewusstsein seiner Anwesenheit), als auf ihn bezogen, ihn direkt oder indirekt angehend und unter Umständen als auf ihn entworfen auffassen. Und umgekehrt: alles, was B tut oder lässt, kann von A als ihn betreffend verstanden werden. Nach dem im Hintergrund verankerten Grundsatz der Reziprozität der Perspektiven ist sich A darüber hinaus auch immer dessen bewusst, dass B sein Tun und Lassen auf diese Weise auffassen könnte. Und selbstverständlich gilt Entsprechendes für B. Das hat eine wichtige Folge. Selbst wenn A ursprünglich nicht an B (und B nicht an A) gedacht haben sollte, wird er angesichts des B (bzw. des A) nicht umhin können, wenigstens nebenbei, neben dem, was er eigentlich tut, daran zu denken, dass der andere denken könnte, dass er vielleicht an ihn denkt.“³

Das mag sich übertrieben kompliziert anhören, gehört aber zur banalsten Alltagserfahrung. Um beim WG-Beispiel zu bleiben: Wieso fängt Sabine an zu



spülen während ich noch esse? Warum hat Jan die Tür zugeknallt? Und aus welchem Grund hat mich Mareike heute so komisch angeguckt? Auf diesen normalen Psycho-Terror reagieren viele Leute allergisch, vielleicht weil sie von sich erwarten, über solche kleinen Gedanken erhaben zu sein. Ausserdem kränkt es sie, den anderen am Ende immer Zugeständnisse zu machen, also doch nicht so unabhängig zu sein, wie sie gerne annehmen. Denn bereits auf sinnlicher Ebene geht vom Anderen ein Anspruch aus, dem man sich nicht einfach entziehen kann: So macht ein Ausdruck betroffen, fordert eine Geste auf, etwas zu tun oder zu lassen, fängt man unter einem fremden Blick zu reden an, obwohl es inhaltlich doch gar nichts zu sagen gibt. Es heisst, dass man nicht nicht kommunizieren kann, aber genauso gut lässt sich sagen, dass man nicht nicht antworten oder nicht nicht grüssen kann: „Der Mensch ist das einzige Sein, dem ein Ich nicht begegnen kann, ohne ihm gegenüber diese Begegnung auszudrücken. Die Begegnung unterscheidet sich genau darin von der Erkenntnis. Es liegt in jeder Haltung zu einem Menschen ein Grüssen, und sei es als Verweigerung des Grusses.“⁴ Das ist die unhintergehbare Struktur unserer Sozialität, und das Prekäre jeder Zweck-WG besteht darin, dass sie irgendwo zwischen sozialen Beziehungen und Nicht-Beziehungen angesiedelt ist und es immer wieder Momente der Unbestimmtheit gibt, die man zusammen meistern muss. (Anmerkungen: S. 9.)

Martin Sieber trinkt
Dortmunder Kronen Export

Eva, Hauke, Ben

von Matthias Hackmann

Eva zog das Handtuch vom Halter und fing damit an, das Geschirr abzutrocknen, während Ben in den Tabakbeutel griff und sich über die Legalisierung von Marihuana aussprach. Aus Haukes Zimmer drang schwerer Blues. Er versuchte die Griffe von Gary Moores *Walking by myself* auf seine Epiphone Sheraton 1962 50th Anniversary zu übertragen, hatte allerdings beachtliche Schwierigkeiten damit.

„Wenn Hauke nicht bald mal besser wird, müssen wir ihm die E-Gitarre wegnehmen“, sagte Ben, zerrieb eine getrocknete Grasblüte zwischen seinen Fingern und verteilte dann alles auf der Tabakspur, die er fein säuberlich über das Blättchen gezogen hatte.

Eva rubbelte an einem ihrer Porzellanteller herum. Von ursprünglich acht waren zwei übriggeblieben, als Hauke

seinen Jongliertick hatte und Tellerdrehen übte. Eva war damals ziemlich ausgerastet, weil es das Porzellangeschirr ihrer Oma gewesen war.

„Wieviel hat er nochmal für das Ding bezahlt?“

„Siebenhundert, glaub ich“, antwortete Eva, öffnete den Schrank und schob ihren Teller vorsichtig in eine sichere Ecke. „Du könntest mir auch ruhig beim Spülen helfen, Ben.“

„Ich hab gestern das Bad sauber gemacht“, verteidigte er sich und zerriss einen „WG-Mitbewohner-gesucht“-Flyer, um ihn als Tip-Papier zu benutzen.

„Ey!“, Eva sah ihn entrüstet an. „Die brauchen wir noch!“

„Nä, Hauke hat die meisten schon verteilt.“

„Hat er? Hat sich schon jemand gemeldet?“

„Weiss nicht. Musse Hauke fragen.“ Ben leckte konzentriert an der Klebestelle des Blättchens und brachte seinen Joint behutsam in die Form einer fingergrossen Schultüte. Hauke drehte nebenan den Verstärker weiter auf.

Eva warf das Handtuch auf die Küchenseite und klopfte an seine Zimmertür. „Boss bei der Arbeit“, stand in schwarzen Lettern auf einem Hinweisschild mit gelbem Untergrund.

„Hauke, mach leiser!“, brüllte sie.

In diesem Moment klingelte es unten.

„Nachmieter?“, dachte Ben laut. Er stand auf und zündete sich im Gehen seinen Joint an. „Ich geh mal gucken.“

„Hauke!“, schrie Eva wütend und füllte eine Kanne mit Wasser. Sie war heute Morgen nicht dazu gekommen, den Bonsai zu giessen.

„Sorry...“, schrie Hauke zurück. „Aber ich hab hier gerade voll den Lauf!“

„...and I hope you understand...“, sang Gary Moore, und Hauke schreibbelte ein unrythmisches Argeppio über die Saiten.

Inzwischen war Ben die Flurtreppe runtergeschlurft. Den glimmenden Joint lässig im Mundwinkel, öffnete er die Wohnungstür.

Vor ihm stand ein junger Polizist.

Ben erschrak auf eine Art zeitversetzt, dass ihm der Joint auf den Boden und dem Polizisten direkt vor die Füsse fiel, bevor er reagieren konnte.

„Äh...“

Der junge Mann, kaum älter als Ben, sah ihm grinsend ins Gesicht und wedelte mit einem Stück Papier. Es war offensichtlich einer der Flyer, die Hauke in der Stadt verteilt hatte.

„Ich wollte eigentlich nur mal fragen, ob die Wohnung noch frei ist...?“

Ben nickte mechanisch.

„Ist das da Marihuana?“ Er deutete auf den Joint und bückte sich, um ihn aufzuheben.

„Äh... ja.“

„Geil! Stell mich deinen Mitbewohnern vor!“

Der Polizist nahm einen kräftigen Zug und folgte Ben in die Wohnung. Eva mochte ihn, aber am Ende zog er doch nicht bei ihnen ein.

Haukes Gitarrenspiel ging ihm zu sehr auf die Nerven.

Matthias Hackmann trinkt Jever



Anmerkungen zu S. 8

¹ Vgl. Georg Simmel, „Der Raum und die räumlichen Ordnungen der Gesellschaft“, in: Ders., *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, Berlin 1908, S. 460–526, hier: 482. Dass es heute Menschen gibt, die per SMS mit ihrem Partner Schluss machen, ist nur die Kehrseite dieser Medaille.

² Aus diesem Grund machen einige WGs untereinander Zeichen aus, die Aufschluss darüber geben sollen, ob jemand zuhause ist oder nicht (z.B. seinen Schlüssel an das Schlüsselbrett hängen oder durch lautes Grüßen beim Hereinkommen). Das ist nicht unbedeutend. Es zeigt, dass man sich selbst gegenüber ganz anders verhält als in Anwesenheit anderer, und wer genügend Fantasie besitzt, kann sich den heimlichen Groll gut vorstellen, den man demjenigen gegenüber hegt, der solch ein Zeichen anzubringen einmal vergessen hat. Vielleicht sogar Scham, nachträgliche Scham (wenn es so etwas gibt).

³ Alfred Schütz/Thomas Luckmann, *Strukturen der Lebenswelt Bd.2*, Frankfurt am Main 1984, S. 111.

⁴ Emmanuel Levinas, *Zwischen uns. Versuch über das Denken an den Anderen*, München/Wien 1995, S. 18.

Will ich das wirklich?

von Freiherr von Zahnstein

Liebes Tagebuch,

der Nachteil an berufsbedingten Ortswechseln beinhaltet leider auch, dass man seine Wohnung zwangsläufig aufgeben und sich eine neue Bleibe suchen muss.

Auch bei mir war es mal wieder so weit, und so begann ich in meiner neuen Heimat eine bezahlbare Unterkunft zu suchen, wobei aufgrund meiner monetären Situation die Möglichkeiten arg eingeschränkt waren.

So blieben mir am Ende nur noch bezahlbare Alternativen im Bereich der sogenannten Wohngemeinschaften, oder ein Zelt im Volkspark. Bei den aktuell widrigen Witterungsbedingungen war die zweite Lösung nicht gerade meine erste Wahl.

Aber wollte ich wirklich in einer Gemeinschaft mit mir völlig Fremden leben?

Meinen Namen mit Filzstift auf meine Lebensmittel schreiben in der Hoffnung, dass nach einem langen Arbeitstag noch mein französischer Weichkäse und die Zitronenlimonade im mir zugewiesenen Fach im Kühlschrank überdauert hatten?

Wollte ich mich wirklich einem Spülplan unterwerfen, welcher mir vorschreibt, wann ich die Essensreste mir völlig fremder Personen von zusammengesuchtem IKEA-Besteck zu kratzen habe?

Wollte ich wirklich mein Badezimmer und die mir lieb gewonnenen Eigenschaften, wie das Lesen eines halben Romans im Zeitraum einer morgendlichen Sitzung, aufgeben und ein Schnellduscher werden, um den Tagesablauf der Fremden nicht völlig durcheinander zu bringen?

Wollte ich mich wirklich auf WG-Parties einlassen, die in unschöner Regelmässigkeit über mich hereinbrechen würden, vor allem dann, wenn ich es am wenigsten ausstehen können würde? Auf denen mir noch weitaus fremdere Personen in die Ecke des Balkons kotzten, weil sie das Mischungsverhältnis Pernod zu Cola überschätzt hatten?

Wollte ich es riskieren, dass mich meine Mitbewohner bei zügellosen Schäferstündchen mit meiner neuesten Eroberung belauschten, sich gar amüsierten und eventuell heimlich mitfilmten?

Was würde Mutti denken, wenn diese

Filme im Internet kursieren würden? Was würde ich denken, wenn ich wüsste, dass Mutti diese Filme gesehen hätte?

Würde ich damit nicht meine gesamte berufliche Zukunft, meine Reputation auf's Spiel setzen?

Für eine günstige Wohnungsalternative, irgendwo zwischen Klassenfahrt und Übernachtung bei guten Freunden im Kindesalter, nur mit mehr Pornos, Alkohol und Parties?

Wollte ich das wirklich riskieren?

Was wäre, wenn ich mich mit den Mitbewohnern nicht verstehen würde?

Was wäre, wenn ich vergessen würde, die Flurwoche einzuhalten?

Was wäre, wenn ich mit zwei gutaussehenden Sportstudentinnen zusammenleben würde, welche ständig halbnackt durch die Räume flitzten, wie in so vielen Filmen, in denen es um Liebe geht und am Ende nicht geheiratet wird?

Was wäre, wenn, was viel wahrscheinlicher war, meine Mitbewohner männlich und unreinlich wären, nur Pizza essen und schlimme laute Musik aus den Charts hören würden?

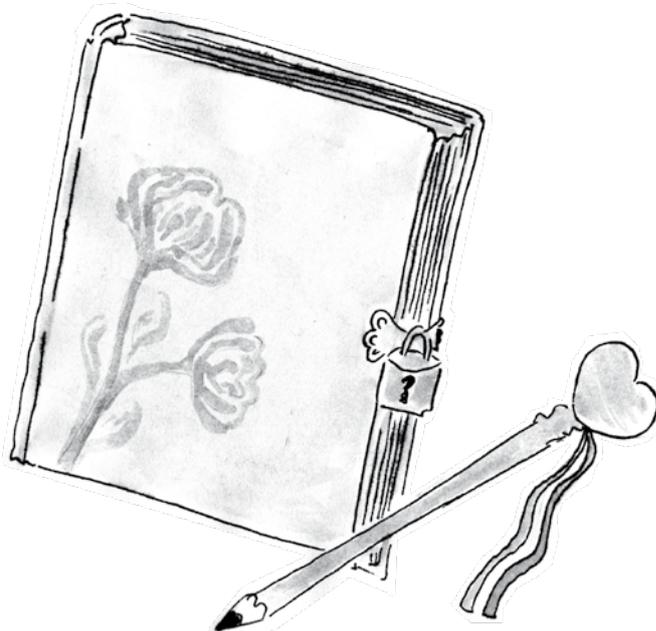
Was wäre, wenn der Spülplan plötzlich verschwinden und eine Verschwörungstheorie entstehen würde, welche in einem blutigen Eklat häuslicher Gewalt, geschlichtet durch die Polizei unter massivem Einsatz von Pfefferspray, endete?

Liebes Tagebuch, ich habe mich überwunden und schweren Herzens eine Entscheidung getroffen.

Aber ich muss nun Schluss machen und das Zelt heizen. Es soll heute Nacht wieder Frost geben.

Bis bald, liebes Tagebuch!

*Freiherr von Zahnstein trinkt
Moritz Fiege Pils aus Bochum*



Wohngemeinschaft

von Rainer Schlüter genannt Thesing

In der Mitte der 70er Jahre zog ich in eine Wohngemeinschaft. Meine Mitbewohner wohnten schon eine Zeitlang zusammen und das Interessante war, dass ich während der gesamten drei Jahre, die wir zusammen wohnten, nie ihre richtigen Namen erfahren habe. Denn sie trugen alle Spitznamen. Da gab es einen Chicago, einen Sheriff, einen Popsy, den Schneider und einen, den sie Alte nannten, obwohl es sich um einen Mann handelte. Ich hätte auch gerne einen tollen Namen gehabt, aber ein solcher wollte erst gefunden werden. Im Laufe der Zeit fühlte ich mich zusehends nicht den anderen zugehörig und hatte das Gefühl, dass der Kreis zwischen uns unterbrochen war. Aber ich war ja kreativ, und eines Tages brachte ich diese Wahnsinnsblonde mit, und als wir so alle am Tisch saßen und ich gefragt wurde, was wir am Tag darauf vorhatten, säuselte ich der Dame ins Ohr: „Ey Kleine, schau mir tief in die Augen, denn ich muss jetzt für uns beide denken!“ Und, nannten sie mich fortan Bogey? Natürlich nicht,

obwohl ich nach der Ohrfeige, die ich von besagter Blondie erhielt, auch mit dem Namen „Backpfeifenkarl“ zufrieden gewesen wäre. Oder als ich als Einziger eine komplizierte Gleichung mit mehreren Unbekannten lösen konnte. Glauben Sie ja nicht, es wäre jemand auf die Idee gekommen, mich „Brain“ zu nennen. Es war ein Kreuz, aber anscheinend nicht zu ändern.

Eines Tages jedoch meldeten sich Schneider und ich zwecks Erwerb eines Führerscheins in der Fahrschule an. Schneider hatte, zusätzlich zu seinem Spitznamen, noch eine weitere Marotte. In Verehrung seines Lieblingssängers Neil Diamond, der ein Lied geschrieben hatte, das Longfellow Serenade hiess, sprach er jeden Menschen, mit dem er in Kontakt trat, mit Longfellow an.

Dann kam der Abend, und ich weiss noch, dass es der letzte Tag des Monats September war, als wir in der Fahrschule unsere Bögen zur Kontrolle abgaben, und Schneider zu mir sagte: „Bin mal gespannt, wie viele Fehler du heute wieder gemacht hast, Longfellow.“ Die



Dame, die vor uns sass und unsere Bögen in die Hand nahm, fragte Schneider erstaunt: „Das wollte ich schon immer mal wissen. Warum sagen Sie zu ihrem Kollegen immer Lokführer? Arbeiten Sie beide in der Branche?“

Nein, das taten wir nicht, aber als ich zum ersten Mal ein paar Tage später in unsere Wohngemeinschaft kam, und der Sheriff zu mir sagte: „Na Lokführer, wie ist die Lage?“, da hatte sich der Kreis geschlossen, und ich war einer von den Jungs. Und das ist bis heute so.

*Rainer Schlüter genannt Thesing
trinkt Faxe, das dänische Lagerbier*

Gassenhauer

Die dümmste WG der Weltgeschichte

von Stammgast Reto Beau

Laut den neusten Nutzerzahlen ist BIERGLASLYRIK vor allem im Alterssegment 20-29 beliebt. Die vorliegende Kolumne ist insofern ein Wagnis. Wenn es schief läuft, kennt kein Schwein mehr die Wohngemeinschaft, um die sich diese Zeilen drehen. Andererseits kann es auch nicht schaden, sich bei den Mitmenschen mit 30-45 Lenzen etwas anzubiedern. Bei denjenigen also, welche im Frühjahr 2000 für hundert Tage jeden Abend RTLII einschalteten, um sich die schönste Schwaben-WG des Jahres reinzuziehen. Für alle U-30-Leser: Jawohl, da-

mals haben wir für euch Reality-TV erfunden, ihr dürft euch gerne bei uns bedanken.

Die erste Runde „Big Brother“ wurde eingeläutet, kräftig gehypt und am Ende dann noch musikalisch verfleischt. Schönster Erguss dieses WG-Pops ist wohl das leicht homoerotisch konnotierte Männerduett „Grosser Bruder“ zwischen Automechaniker Zlatko und Feinblechner Jürgen. Da wird gesäuselt und sich mit Liebe überschüttet, dass sich der Container biegt. Vor allem für einen wie Jürgen, zu dessen grössten Smash-Hits auch der Titel „Von hinten Blondine, von vorne Ruine“ zählt, ist das doch einigermassen erstaunlich. Dass den beiden Lyrik und Schögeist eher

abgehen, konnte man bereits während der gesamten Staffel beobachten. Zum Beispiel als Zlatko William Shakespeare für eine Biermarke hielt. Eine weitere Sternstunde des Intellekts war die gemeinsame Englischlektion der beiden. Dank YouTube (Ja, ok, das habt ihr erfunden!) sind diese UNESCO-Kulturschätze auch euch Nachweltlern erhalten geblieben. Zlatko flickt heute übrigens wieder Autos, Jürgen nervt als Quizhure nach 22 Uhr auf irgendeinem Spartensender. Aber eben, so ist das Leben. Oder um es in einem weiteren potentiellen Zungenbrecheranglizismus für Sladdi auszudrücken: Detts de wey se cookie grambs! Kannst du jetzt mein Auto flicken?

Die Sache mit den pinken Delfinen

von Darya Da Voyer

„Das ist jetzt nicht wahr...“, Ludwigs Hand griff, wie so oft, nach einer nicht vorhandenen Rolle Klopapier. Sein Blick richtete sich auf das Regal in der anderen, weit, weit entfernt scheinenden Ecke des Badezimmers. „Ich bringe ihn um! Nein, das wäre zu gnädig...ich schicke ihn nach Guantánamo...in den Gulag...auf ein Justin Bieber-Konzert...“

Nichts ahnend von den Drohungen gegen sein Leib und Leben, sass Max in der gemeinsamen Wohnküche, in sein iPhone vertieft. „Das ist jetzt nicht wahr...“, stiess er verwundert aus.

Im gleichen Moment stürmte Ludwig in die Wohnküche, mit dem Vorsatz, Max eigenhändig zu erwürgen, doch bevor er seine Wut in grausamster Form über Max ergiessen konnte, fragte dieser unvermittelt: „Wusstest du, dass es im Amazonas pinke Delfine gibt?“

Komplett durcheinander von dieser sicherlich nicht zu erwartenden Frage, besonders an einem Freitag oder wahrscheinlich doch eher Samstag um vier Uhr morgens, vergass Ludwig für einen kurzen Moment seine Mordgelüste und erkundigte sich: „Was hast du geraucht?“

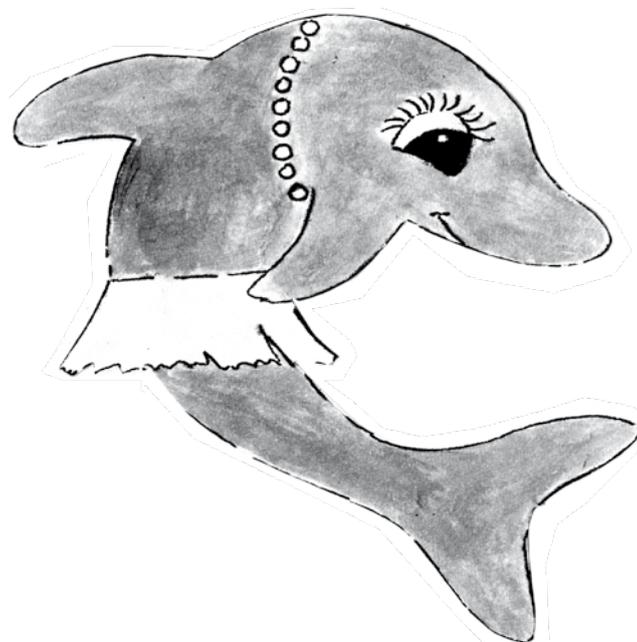
„Hier steht es“, Max deutete erklärend auf sein iPhone.

„Was soll ich mit diesem unnützen Wissen?“, schnaubte Ludwig.

„Mann, verstehst du nicht, was das bedeutet? Es gibt pinke Delfine und es gab sie, auch wenn ich nicht wusste, dass es sie gab! Ich meine...wann haben sie angefangen zu existieren?“

„Ich vermute zur gleichen Zeit wie deine Gestörtheit.“

Max legte sein Handy beiseite und nahm eine Pose an, die etwas von einer betrunkenen Version des Denkers hatte. „Was ist, wenn sie bis zu diesem Moment gar nicht existiert haben und nur real wurden weil ich an sie gedacht habe?“



„Wenn das geht, müsste ich ja Klopapier aus dem Nichts materialisieren können. Und glaub mir, ich wäre schon längst Profi drin, sooft wie du vergisst, es nachzufüllen.“

Doch Max beschäftigte jetzt eine viel bedeutendere Frage: „Sind wir denn real?“

„Selbstverständlich sind wir real!“

„Woher weisst du das?“

„Ich werde doch wissen, dass ich existiere!“

„Ja, aber woher weisst du das denn?“

Ohne Vorwarnung schlug Ludwig Max mit der flachen Hand auf dessen Hinterkopf und fügte triumphierend hinzu: „Deswegen.“

Just in dem Augenblick betrat Sophie verschlafen die Wohnküche. „Jungs, das ist jetzt nicht wahr, oder!? Könnt ihr nicht mal zur Abwechslung leise betrunken nach Hause kommen? Ich muss morgen früh arbeiten! Ich weiss nicht, wie oft ich euch das noch sagen muss.“

Max schien jedoch keine Vorwürfe zu hören. „Sophie! Schön, dass du da bist. Wusstest du, dass es pinke Delfine im Amazonas gibt?“

„Was hast du denn geraucht?“, fragte sie trocken.

„Sophie, das ist wichtig!“

„Du meinst wohl eher nichtig...“

„Aber willst du denn nicht dem Geheimnis der Existenz auf den Grund gehen?“

„Ich habe keine Zeit für diesen Schwachsinn, ich muss schlafen und Geld verdienen“, sagte sie und verliess die Küche nur, um kurz darauf wieder entnervt zu erscheinen. „Wer von euch war als letzter auf dem Klo?“

„Ludwig“, antwortete Max unbedarft. Sophie drehte sich zu Ludwig um. „Sag mal, ist es so schwer Toilettenpapier nachzufüllen?“

„Aber...“, fing dieser an zu protestieren.

Max grinste über das gesamte Gesicht und öffnete seine Arme als hätte er gerade ein Zauberstück aufgeführt. „Sophie, die pinken Delfine, jetzt existieren sie. Weil du es weisst.“

Wortlos verliess Sophie die Küche und träumte die restliche Nacht von Eisbären.

Darya Da Voyer trinkt Tegernseer Hell

Fahrt ins Blaue

von Barbara Lutz

Das war's! Der grosse Coup! Die Rettung des Abends! Und wessen Idee? Meine, natürlich.

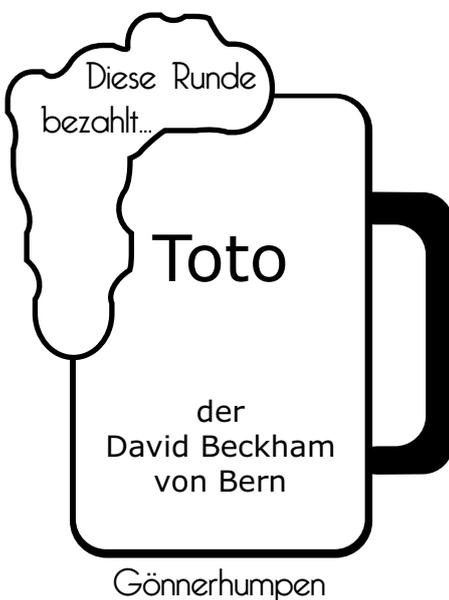
Damals, das war 2003, fuhr ich einen roten Opel Astra Kombi. Eine heruntergefahrte Karre, die brav ihren Dienst tat und mich alle sechs Wochen die 2000 km von Holland nach Schwaben und wieder zurück brachte. Und die mir an diesem speziellen Wochenende als Biertransporter dienen würde. Im Kofferraum des Astra liessen sich 50 Sixpacks Bergadler Premium Pils Einwegbierflaschen von Lidl unterbringen. Das waren also 300 Flaschen à 0,5 Liter Bier, was für 30 Partygäste der WG-Party in Bonn reichen dürfte. Die WG meiner besten Freundin Karo war trinkfest. Sie bestand aus Karo – und ihrer Mitbewohnerin. Und die Gäste waren es auch. Und alle liebten: BIER. Wir waren der Meinung, dass das Bergadler Bier nicht das schlechteste war; natürlich, ein Haller Edelpils war was anderes, aber Lehrjahre sind bekanntlich keine Herrenjahre und so weiter, und darum war die Abmachung mit den Gastgeberinnen schnell ausgehandelt. Der Ankauf des Biers gestaltete sich nicht ganz so einfach. Die erste Lidl-Filiale war nur mässig begeistert, dass



ich ihren Bestand aufkaufen wollte, also teilte ich auf. Dass ich mehr Sprit brauchen würde bei all dem Gewicht, hatte ich einkalkuliert. Die Rechnung klang gut: 50 Sixpacks zum Selbstkostenpreis an die partyveranstaltende WG verkaufen, die Flaschen am nächsten Tag einsammeln, zum Lidl in Bonn bringen und für sechs Flaschen 1,50 Euro Pfand kassieren, die ich in Holland nicht gezahlt hatte. Das einheitliche Pfandlogo, das gab's damals noch nicht. 75 Euro also für mich, mit denen ich die Fahrt locker finanzieren könnte.

Und so fuhr ich also mit 300 Flaschen Bier im Kofferraum in Aachen über die Grenze nach Bonn, wo Karo studierte. Es war der Tag vor der Party, und nur ein paar der Gäste waren schon so früh angereist, wie ich. Darunter mein Bruder, der mir beim Ausladen der Sixpacks half, und dem ich freudestrahlend von meiner cleveren Geschäftsidee berichtete, um ihm zu erklären, warum ich diesmal für den Biertransport verantwortlich sei. Mein Bruder ist der leidenschaftlichste Biertrinker, den ich kenne. Und im Gegensatz zu mir kauft er auch oft und viel Bier. Und er fragte mich: „Und was hast Du in Holland jetzt für nen Sixer bezahlt?“ „2,99“, sagte ich. Er lachte laut und meinte: „In Deutschland kostet es 1,49!“

*Barbara Lutz trinkt
Haller Löwenbräu - Edelpils*



Mail an die Redaktion

Sehr geehrte Redaktion

Oder sollte ich Sie besser gleich als Genossen ansprechen? Ihre versteckte hinterhältige Hymne auf die rote Pest ist nämlich kaum zu überhören. Versuchen Sie es gar nicht erst zu leugnen, mir entgeht sowas nicht. Anstelle von Wohngemeinschaft hätten Sie gleich Kommune als Thema wählen können. Ja, ich mag mich im Gegensatz zu Ihnen, Sie Grünschnäbel, bestens an die 68er erinnern, als sich die Stinkenden, die Haarigen und vor allem die Roten in Kommunen zusammenrotteten. Mein Sohn hatte ebenfalls kurzfristig in einer dieser roten Sündentempel genistet, bis wir ihn loskaufen konnten – eine Schande für die Familie. Schlussendlich ist es nur eine Frage des Kapitals, bis ein Verirrter den richtigen Weg wieder findet. Und nicht nur für die Familienehre haben wir gekämpft – nein – für die Freiheit der ganzen Menschheit. Schlussendlich hat sich ja gezeigt, wer zum Leben besser taugt – ganz egal, wer anno 57 den ersten Trabanten mit Müh' und Not recht dilettantisch in den Orbit bugsierte. Schlussendlich haben wir denen ja doch gezeigt, wo der Bartli den Moscht holt – potztausend. Ich habe eben noch erlebt, wie die Menschen jubelten, anno 89 und erst recht 91 – ja, gejubelt haben sie, weil sie endlich zur freien Welt gehörten! Und Sie? Was tun Sie, hoch verehrte Redaktion? Sie ziehen all diese Erfolge durch den Dreck und schreiben eine Hommage an die Kommunisten. Pfu Teufel. Merken Sie eigentlich, wie komplett daneben Sie sich benehmen?

Ihre Tiara Hummel Le Grogg

P.S. Trudi sagt das übrigens auch!

Tür mit Verbindung

von Vyda Stein

Er hatte an diesem Abend kaum eine halbe Stunde auf dem Sofa gelegen, in einem Buch gelesen, als Geräusche aus dem Nebenzimmer durch die verschlossene, zur Geräuschkämmung mit Schaumstoff verkleidete Verbindungstür drangen.

Es war ein Wimmern, klang wie die Stimme eines weinenden Kindes, und er fragte sich, warum Lisa, seine WG-Zimmernachbarin, in die er sich schon lange „verguckt“ hatte, ihm nie etwas von einem Kind erzählt hatte.

Er setzte sich auf, horchte an der Tür, vernahm das unaufhörliche Klatschen und die anschliessenden Schmerzscreie. „Ein Kind“, sagte er, „da wird ein Kind geschlagen“. Das musste aufhören, dachte er, so etwas war nicht zu dulden.

Er klopfte an die Verbindungstür, rief Lisas Namen, doch er bekam keine Antwort. Wieder hörte er dieses Weinen, wieder rief er ihren Namen, diesmal lauter, fragte, ob sie da sei, hämmerte gegen die Tür, doch sein Rufen blieb ohne Antwort, nur das Schlagen und Jammern war weiterhin zu hören. Er schob das Sofa beiseite, stand vor der Tür, zögerte, hatte Angst sich in etwas einzumischen, das ihn vielleicht nichts anging, doch die Schmerzscreie eines Kindes mit weinerlicher Stimme durfte er nicht zulassen, waren unerträglich für ihn. Er musste handeln, irgendetwas tun. Er nahm Anlauf, rannte auf die verschlossene Tür zu, stemmte seine Schulter mit aller Kraft dagegen und durchbrach diese Schranke der abgrenzenden Privatsphäre.

Die Tür brach in Höhe des Schliesszylinders aus dem Rahmen, riss Teile der Wandverkleidung mit sich. Er fand keinen Halt mehr und stürzte mit der Tür in Lisas Zimmer zu Boden.

Lisa schreckte vom Sofa hoch. Sie war dort eingeschlafen, hatte dabei den Controller der Spielkonsole aus den

Händen gleiten lassen. Dieser war zu Boden gefallen, lag mit den Schalt- und Druckknöpfen auf dem Teppichboden auf, drückte mehrere Funktionen gleichzeitig und hatte Zelda, die Hauptfigur des Spiels, beim Springen über ein Hindernis in die Endlosschleife geschickt, zum immer wiederkehrenden Absprung ins nächste Level angesetzt, jedoch nicht abspringen lassen. Dabei machte Zelda die immer gleichen, quälenden Ausrufe einer Kraftanstrengung. Ein Ton, so empfand er es, der dem Wehgeschrei eines Kindes glich.

Stotternd und immer wieder von Neuem beginnend, versuchte er Lisa klarzumachen, wie es zu seinem Einsatz in dieser Angelegenheit gekommen war, wie leid ihm die Sache mit der Tür tat, er für den Schaden selbstverständlich aufkommen wollte.

Lisa, die sofort hellwach war, konnte seinen Erklärungen folgen, auch sie erkannte Zeldas Laute als mögliches Kindgeschrei. Doch sie genoss seine umständliche Entschuldigung, lächelte sogar dabei. Beinahe bedauerte sie, ihn nicht mehr länger auf allen Vieren vor sich am Boden sitzen zu sehen, als sie plötzlich laut zu lachen begann, ihm damit signalisierte die Situation erfasst zu haben.

In blindem Aktionismus versuchte Tom

die Tür durch Aufstellen und Anlehnen an den zur Hälfte heraus gerissenen Türrahmen in den Ursprungszustand zu versetzen, doch die schwere Holztür fiel nun auf die andere Seite, in sein Zimmer.

Lisa erlöste ihn nach wenigen Minuten, konnte seine unbeholfenen Versuche, den Schaden eingrenzen zu wollen, nicht länger mit ansehen und lud ihn zu einem Spiel mit der neu erworbenen Spielkonsole ein. Zunächst war er verdutzt, wunderte sich über ihre Reaktion, hatte mit Problemen gerechnet, sah sich schon wegen Sachbeschädigung und Hausfriedensbruch bei einer Vernehmung auf dem Polizeirevier.

Die Konsole, ein Geburtstagsgeschenk, das Lisa sich zum nächsten Tag selbst schenken wollte, sollte für sie eine Art Ablenkung sein, um nicht so sehr ans Alleinsein denken zu müssen.

Noch immer lächelte sie ihn an, war überrascht, wie schnell ihr Wunsch nach Abwechslung noch in ihrer Geburtstagsnacht in Erfüllung gehen sollte.

Und sie fragte sich, wie Tom, den sie schon immer gut leiden konnte, alles wieder gut machen könnte, wobei die Reparatur der Tür aus ihrer Sicht dafür nicht notwendig wäre.

Vyda Stein trinkt einen „Russ“



Halbe Treppe

von Silvia Friedrich

Ich kam in den Siebzigern nach Westberlin wegen Peter, der sich hier vorm Bund drückte. Dann in so eine WG mit paar Jungs, alle mit Riesenmatte. Kein Mensch hatte kurze Haare. Wer kurze hatte, gehörte zum Establishment. Beim Einzug hatten sie alle mit Eiern geworfen aus Spass. Überall klebte der gelbe Dreck und wurde zum Teil der Inneneinrichtung. Die bestand aus Matratzen und Holzkisten vom Sperrmüll. Wir waren zu fünft. Ich, der Lodde, Ulli, Peter und Cat Stevens. Cat hiess eigentlich Heinrich und kam vom Bauernhof wie wir alle. Offiziell haben alle studiert, aber ansonsten nur in den Kneipen rumgegangen. Billard, Flipper und Rauchen auch, klar. Alles, was man so kriegen konnte. Einmal bin ich mit rein in die Rocky Horrorshow. Irgendwo in Kreuzberg. In so einem Kino mit Drogen jeder Art. Und ich dazwischen dachte, das ist nicht meine Welt. Aber Kudamm war langweilig und ist es noch. Zuviel Aufmerksamkeit hat der feine Westen noch nie verdient. Den Osten mal zu besichtigen, war schwierig. Besonders, wenn man sich auch als Berliner angemeldet hatte. Mit behelfsmässigem Personalausweis. Uns Behelfsmässige konnten die Stasis nämlich nicht ausstehen. Die taten immer so, als ob wir die Sowjetunion überfallen, wenn wir mal hinter den Stacheldraht gucken wollten. Peters Mutter, so eine Wilmersdorfer Witwe aus Niedersachsen, stand regelmässig bei uns auf der Matte. Jedesmal beschwerte sie sich bei mir wegen des Drecks. Ausserdem wollte sie unser Verhältnis legalisiert haben mit Kirche, Kindern und Häkeldecken. In der Wohnung gab es nur ein Klo auf halber Treppe. Da das den Jungs oft zu weit war, pinkelten sie gleich ins Waschbecken. Und ich beschloss eines Tages, das Etablissement zu verlassen. Von da an hockte ich im vierten Stock Hinterhof, sah auf die Hauswände und



war einsam, doch froh, allem entkommen zu sein. Ich wurde Erzieherin. Passte zum Zeitgeist. Laisser-Faire war grade überstanden, nun suchte man nach Neuem. Wir diskutierten, gingen ins Grips, demonstrierten und machten Befreiungsgruppen auf, in denen man Urschreie ausstiess. Aber wenn man die Jungs abends bei Schmalzbroten und Bier in den Eckkneipen traf, waren sie wie ihre Väter. Testosteron bestimmte das Bewusstsein. Mir gefiel nichts in diesem Westberlin. Nicht die halbe Stadt, nicht die westdeutschen Wohlstandsjugendlichen, die hier ihren Überdruß loswerden konnten. Nicht der Osten nebenan und erst recht nicht die lange Juckelei über die Transitstrecke nach Hause. Wenn man zur Musik von Jethro Tull, den Stones, David Bowie in Endlosschleife die Cassetten abnudelte und Ian Durys „Hit me with your Rythm Stick“ sich noch rhythmischer verhielt durch Anpassung an die schlechten Strassenverhältnisse im DDR-Transit, dann konnte man sich schon mal die elenden Warum-Fragen des Lebens stellen. Was soll das hier eigentlich alles, und warum ändert es keiner?

Wir wussten noch nicht, dass bald die Achtziger anstanden, und dass es noch niemals in der Geschichte der Menschheit ein überflüssigeres Jahrzehnt gegeben hatte. Höchstens das Wendejahr, das bezeichnenderweise ganz am Schluss der Dekade kam, wog all den musikalischen, kulturellen Mist auf, der da von 80 bis 89 so verbrochen wurde. Hatte ich noch gedacht, dass der Untergang der Stones anstand, als Mick diese

dämliche „Angie“ ansang, so wurde ich eines besseren belehrt, dass alles noch viel schlimmer gehen kann, wenn man am Vorabend der Achtziger einen Blick in die Zukunft hätte werfen können.

Aber noch tummelten wir uns in den sterbenden Siebzigern. Der kalte Krieg heizte jedem ein. Und unser Grossstadtfragment hielt sich wacker. Wie ein alter verrottender Backenzahn. Die Städte im Westen konnten unserer Insel im Sozialismus aber nicht das Wasser reichen. Dann doch lieber hier zwischen Türkenflohmarkt im U-Bahnhof Nollendorfplatz, Kreuzberger Kiezgetue, Neuköllner Kneipenlangeweile und Kudamm-Touristenscheiss. Und ja klar, natürlich unsere Mauer. Die einfach so da stand. Wie schon immer. Keiner von uns hatte Berlin je ohne sie gesehen. Überall Ende, wenn man sich zu weit vorwagte. Boeing Mauer. You Are Leaving The American Sector.

An einem langweiligen Tag traf ich Peter wieder am Fachbereich Jura. Ich wollte den Scheissgören den Rücken kehren und erkundigte mich nach dem Jurastudium.

Er erzählte, dass er jetzt bald fertig sei, und deshalb mussten auch die Haare dran glauben. Und dass er jetzt zusammen wohne mit Lisa aus der Vorlesung Prozessrecht für Fortgeschrittene. Die passe sehr gut zu ihm, meinte ich und ging. Ich suchte wieder mal nach einem Zimmer in einer WG. Vielleicht sogar wieder mit Klo auf halber Treppe.

*Silvia Friedrich trinkt
Märkischer Landmann*

Zwei Gedichte

von Stefan Pölt

Bewerbungsgespräch

Als Student und knapp bei Kasse
findet Till WGs echt klasse.

Man spart Miete!

Aber ob er es hineinschafft
in die Männerwohngemeinschaft?
Erst Visite.

Die Bewohner haben Regeln:

1. auf dem Flur nicht kegeln -
nach dem Essen!

Denn die Nachbarn unten drunter
würden nachts davon erst munter
und dann stressen.

Regel 2: Den Tisch nicht putzen!

Seine Staubschicht kann man nutzen
zum Beschreiben.

Alles, was wir drauf notieren,
kann man wieder ausradieren -
durch Verreiben.

Regel 3: Es wird gebeten,
sich die Schuhe abzutreten -
beim Hinausgehn.

Der Vermieter meint, dass Treppen,
auf die Menschen Dreck verschleppen,
nicht gut aussehen.

Kochen? Quatsch, es gibt doch Dosen
und dazu noch Fertigsaucen,
die gut munden.
So ein Essen auf die Schnelle
klappt in unsrer Mikrowelle
in Sekunden.

Abwasch? Klar, der macht die Runde,
jeden Monat eine Stunde,
dann ist Pause.

Teller, Tassen, Kaffeekanne
spüln wir in der Badewanne
mit der Brause.

Hygiene? Ja - wieso denn?
Säh er nicht, dass sie vom Boden
essen können?

Er müsst nur zusammenkehren

und schon könnt er sich ein Beeren-
Müsli gönnen.

Platz für Sachen? Hmm, sie hätten
am Balkon noch Lagerstätten
und im Winter
käm sein Krepel und das Mofa,
wie bei Hempels unters Sofa,
nee – dahinter!

Till ist die WG sympathisch,
ihre Regeln sind pragmatisch -
kein Gezicke
in der Männerwohngemeinschaft
und er hofft, dass er's hineinschafft
in die Clique.

Unter einem Dach

Mutter

Wäsche liegt verstreut am Boden,
Offensichtlich hingeschmissen.
Haufen wachsen, sind die zwo denn
Nicht bereit zu Kompromissen?

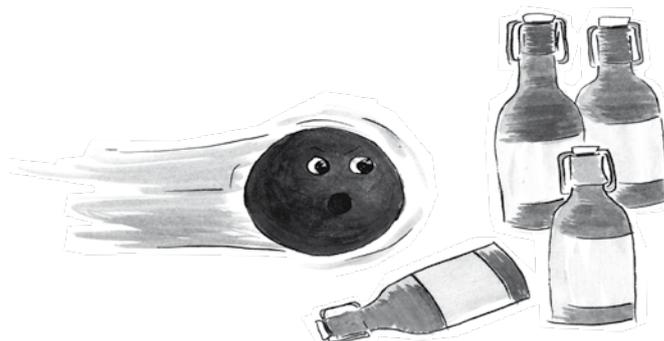
Beide Kinder

Guter Rat kann ganz schön nerven,
Ebenso wie vorwurfsvolle
Minen, die den Ton verschärfen.
Eltern wollen nur Kontrolle!
Immer müssen sie bestimmen,
Niemals dulden sie was Schiefes.
Selbst in einem wirklich schlimmen
Chaos steckt was Kreatives!

Vater

Hip ist es, sich hinzuflegeln,
Auf dem Sofa chillt die Jugend.
Freiraum oder feste Regeln?
Toleranz ist nicht nur Tugend!

Stefan Pölt probiert Whiskey Ginger



Gönnerhumpen

Langstrumpf 2013

von Christoph Simon

Das Paar in der Wohnung über uns, eine ältere Frau und ein älterer Mann (ungeklärtes Liebesverhältnis, am Briefkasten stehen zwei verschiedene Nachnamen, ohne Bindestrich: Langstrumpf / Settergren) besitzen ein Haustier. Kein Hund, keine Schildkröte, kein tattriger Vogel – nein, das Paar über uns besitzt ein Pferd. Drei Zimmer wie wir, achtzig Quadratmeter mitten in der Stadt, kleine Küche, kleiner Balkon, und dann das Pferd. Ein echtes, lebendiges, schnaubendes Pferd.

„Tja, die da oben haben Stil“, sage ich zu Zweifel. Zweifel ist ein Freund unserer Wohngemeinschaft. „Wirklich Stil.“

„So viel Blödsinn auf einen Haufen hab ich nicht mehr gehört, seitdem du Aleister Crowley gelesen hast“, sagt Zweifel zu mir und fragt: „Warum?“

„Warum die das Pferd haben?“

„Nein. Warum du mich verscheissern willst.“

Freunde der Wohngemeinschaft bringen Alkohol zum Fest, helfen beim Umzug, schlichten bei Nebenkostenabrechnungs- und Kühlschranksbelegungsstreitigkeiten, aber sie glauben dir – auch wenn du's noch so erhoffst – kein Wort.

Gloor kommt mir zu Hilfe. Gloor gehört zur WG. „Ich erkenne ein Pferd, wenn ich eins höre“, sagt er. Leider ist das Pferd in diesem Moment nicht zu hören.

Zweifel schüttelt den Kopf. „Vielleicht ein Pony. Ein Pony würde ich euch unter Umständen abnehmen.“

„Ich versuche mir immer vorzustellen, wie die das Pferd in die Wohnung hineingebracht haben“, sagt Gloor. „Drei Stockwerke.“

Ich zucke die Achseln. Ich habe mich innerlich auf eine unmittelbare Todesmöglichkeit eingestellt. Anders gesagt: Ich glaube, Glückseligkeit nur im vollen Genuss der Gegenwart erreichen zu

können. Deshalb stelle ich keine Fragen nach Warum und Wie das Pferd, ich stelle überhaupt keine Fragen. Einmal habe ich ein Buch geschrieben („Jugendjahre Oder Niemand wird je aufhören, dir wehzutun“). Seither verschwende ich die anfallenden Tantiemen für ein zufriedenstellendes Leben, schliesse mich im Zimmer ein, liege auf dem Bett, Schokolade essend, Novellen lesend, Gewieher von oben her.

„Vielleicht mit einem Gabelstapler?“ meint Zweifel sarkastisch. Er glaubt immer noch, wir machten einen Witz. Ein Witz hat stets ein Opfer. Zweifel will nicht das Opfer sein.

„Gabelstapler?“ sagt Gloor ernst. „Ich weiss nicht, ob die Hausverwaltung einen Gabelstapler im Treppenhaus dulden würde.“

Zweifel platzt. „Verfluchte Arschlöcher, ich will das Pferd sehen!“

„Nur mit der Ruhe, Zweifel“ beschwichtigt Gloor. „Das Pferd wird nicht gleich wieder verschwinden.“

„Jetzt!“ schreit Zweifel.

Wir verlassen die Wohnung, gehen nach oben.

„Ich weiss nicht, ob diese Stadtwohnungen gebaut sind, um solche Lasten zu tragen“, sagt Gloor auf der Treppe.

„Und dieses Haus ist wirklich in einem schlechten Zustand. Riechst du's auch, das Pferd, Zweifel?“

Der eigentümliche Geruch ist das erste, was den Leuten auffällt, denen wir das Pferd zeigen und beweisen müssen. Dann die Unordnung aus Stroh vor der Tür des alten Paares. Von da an zerbröckeln letzte Zweifel jeweils rasch. Ausser bei Zweifel. „Es kann immer noch ein Pony sein. Oder ein Esel“, meint er und klingelt.

„Unser Freund möchte das Pferd sehen“, sagt Gloor höflich zur ergrauten Frau, die uns die Tür öffnet.

„Haben Sie denn noch nie ein Pferd gesehen?“, fragt die Frau freundlich,



scherzhaft lächelnd. Sie trägt eine Plastikschrürze und hält eine Pferdebürste in der Hand. Die freie Hand legt sie auf Zweifels Rücken. Dann zieht sie ihn, ohne eine Antwort abzuwarten, in die Wohnung hinein.

Gloor und ich gehen die Treppe hinunter. Wir wollen das Pferd nicht sehen, denn es ist ein beunruhigendes Pferd, ein gefährliches Pferd, ein fleischfressendes Pferd, immerhin. Hinter der Tür lauert der alte Settergren mit einem Messer, um Zweifel abzustechen. Dann schneiden sie ihn in Portionen, kochen ihn weich und verfüttern ihn ans Pferd. Gloor und ich wissen das, und es gefällt uns natürlich nicht. Wir würden etwas dagegen unternehmen, wenn uns die Vorstellung nicht unangenehm wäre, Nachbarn vorzuschreiben, was sie zu tun haben.

Gloor und ich verweilen eine längere Zeit am Küchentisch und sind voll guter Segenswünsche für Zweifel. „Aber ein wirklicher Freund war er nicht“, meint Gloor.

Ich nicke. „Das ‚Arschlöcher‘ hat weh getan.“

Das meine er nicht, sagt Gloor mit trauriger Stimme. „Zweifel hat uns einfach nicht vertraut.“

Dann hören wir das Pferd. Es bewegt sich.

*Christoph Simon trinkt
Чернігівське Преміум*

Der Dreck mit dem Dreck

von **Monika Enders**

Weder Meier noch Fred wollten die Schweinerei wegmachen.

Meier nicht, weil er behauptete, dass er die folgenschwere Nacht, in der der Dreck entstanden war, bei Stina verbracht hätte, und Fred nicht, weil er der Meinung war, Chad, Meiers bester Kumpel, hätte ihn nach einer Safttour verursacht.

Ihre losen Behauptungen flogen hin und her. Abwechselnd schoben sie sich den schwarzen Peter zu, während die Schweinerei weiter in den Fussboden zog, und keiner bereit war, sich darum zu kümmern. Es war einfach zu widerwärtig.

Wenn sie die Stelle passieren mussten, machten sie grosse Schritte darüber oder sprangen im Viereck drum herum.

Woher die Schweinerei tatsächlich kam, konnten weder Meier noch Fred sagen. Selbst was es war, blieb unklar. Klar war nur, dass es sich um einen riesigen Haufen handelte, der zu Beginn grün-gelb schimmerte, später einen ausge-reiften Brechton annahm. In seiner Konsistenz erinnerte er an einen halb-verdauten Mageninhalt oder an einen ausgeschütteten Topf Erbsensuppe.

Dummerweise versperrte der Haufen den Weg. Er lag zwischen Küche, Bad und Schlafräumen. Mitten im Flur. Auf den Dielenbrettern.

Und er stank erbärmlich.

Das besserte sich auch nach zwei Tagen nicht. Im Gegenteil. Der Kotzgeruch, der von ihm ausging, bekam eine Verwesungsnote, die sich süsslich über die Räume der Wohngemeinschaft verteilte.

Fred und Meier stritten heftig.

Meier titulierte Fred als hirnloses Karnickel und kaufte sich einen Mundschutz.

Fred erwiderte, Meier sei ein abgefahrener Wurstschwanzbesitzer und legte sich eine Gasmaske zu.

Nach drei Tagen fehlte dem Haufen jegliche Feuchtigkeit. Die Nässe daraus war in den Untergrund eingesogen und liess ihn aufquellen. Die Dielenbretter sprangen hervor.

Der Haufen hatte sich in eine Unzahl popeliger Stücke verwandelt und konnte mit einem grünlichen Schimmelbezug aufwarten.

Fred erging sich in Schimpftiraden und blökte Meier an, er sei ein „abgewrack-

ter Kloschüsselspüler“.

Meier ohrfeigte Fred und löste so eine Prügelei aus.

Seitdem sind Meier und Fred mit Beulen übersät.

Wegen der Grösse, die der Haufen angenommen hatte, übten sich beide im Weitsprung.

Nach fünf Tagen hatten die Dielenbretter sich mit dem Haufen vereinigt und nicht nur die grün-gelbe Verfärbung sondern auch den üblen Geruch angenommen. Der Haufen dehnte sich stinkend in alle Richtungen aus.

Die olle Bachmann, ihre Vermieterin, klingelte an der Tür und verlangte eine Erklärung für den Gestank. Fred behauptete, Meier hätte eine hochinfektiöse Magen-Darm-Verunreinigung, die er krankheitsbedingt überall in der Wohnung verteilen würde und fragte die Bachmann, ob sie es sehen wolle.

Daraufhin schlug sie die Hände über ihrem Kopf zusammen und informierte das Gesundheitsamt. Etwas später erschienen vermummte Typen mit weissen Schutzanzügen an der Tür. Fred begrüßte sie mit der Gasmaske über Mund und Nase gestülpt, was die Beamten nicht weiter verwunderte.

Sie hatten schon mal angefangen, das Haus zu evakuieren.

Fred und Meier werden seit einigen Tagen genaustens untersucht; wegen des Gestanks und der zahlreichen Beulen besteht ein dringender Verdacht auf Beulenpest.

Sämtliche Mieter bleiben vorerst unter Quarantäne.

Fred und Meier überlegen, ob sie sich eine neue Bude zulegen, und wie sie am besten Chad loswerden können, weil der ja die Schweinerei verursacht habe.

Und Stina... Stina ist schon lange weg.

Monika Enders trinkt Veltins





Kopfweh - geh!

von Domenico Vincenzo Gottardi

Zwischen Osama und Schorsch fliegen wieder mal die Fetzen. Osama schimpft Schorsch einen elenden Säufer und Ungläubigen. Schorsch passt Osamas langer Bart nicht, und er nennt ihn einen stinkenden Ziegenhirten. Der Streit eskaliert. Osama bedroht Schorsch mit einer Playmobil-Kalashnikow und stüpft in die zwei Legotürme, die Schorsch eben aufgebaut hat. Daraufhin brunzt Schorsch auf Osamas Gebetstepich. Es ist vier Uhr früh und ich kann wegen den beiden Streithähnen nicht schlafen. Ich habe seit Wochen nicht mehr durchgeschlafen. In meiner Kopf-WG herrscht das nackte Chaos. Es wird herumgebrüllt, laut Musik gespielt, gesungen, gestöhnt, gebetet, geduscht, Staub gesaugt und Wäsche gewaschen. Es werden wilde Partys gefeiert, Pornofilme gedreht, Seminare abgehalten, Killerspiele gespielt, Türen zugeschlagen und Möbel herumgeschoben. Dabei hat alles ganz harmlos angefangen. Ich hatte geträumt, ich sei Papst Domenikus und halte meine erste grosse Audienz. Allerlei Prominenz – Vertreter aus Politik, Wirtschaft und sonstiges Gesindel – findet sich in meinen Gemächern ein und küsst mir die Hand oder kniet sich zu meinen roten Lackschuhen nieder. Als ich aufwachte, war ich nicht mehr Papst, aber auf meinem Nachttisch lag eine Hostie und in meinem Kopf richteten der oberste Hirte und seine Gefolgschaft gerade ihre neue Behausung ein.

So begannen nach und nach alle, denen ich in meinem Leben je begegnet war oder von denen ich nachts geträumt hatte, sich in meinem Kopf einzunisten und meine Hirnwindungen zu bevölkern. Eine gigantische WG mit allerlei kruden Gestalten, alten Bekannten, Liebschaften und Weggefährten.

Zur ersten Verwirrung kommen bald Schmerzen dazu. Die neuen Bewohner kommen vom Baumarkt und schrauben Regale in meine Schädelinnendecke und schlagen Nägel ein,

um Bilder aufzuhängen. Nahe meinem linken Ohr nehmen Metallica gerade ihr neues Album auf, aus meinem rechten Ohr pafft ein Joint von Bob Marley, durch meine Nase zieht Keith Richards seinen Schnee. In meinem Hinterkopf schläft Bukowski seinen Rausch aus und schnarcht.

Eine Klassenzusammenkunft, von der ich in einem nachmittäglichen kurzen Erschöpfungsschlaf träume, bringt über zwanzig neue Bewohner in meinen Kopf. Eine Frau, der ich am nächsten Tag zufällig begegne, ist Opernsängerin, zieht ebenfalls mit ein und beschallt mich fortan mit Arien. In einem kleinen dunklen Zimmer in der Nähe meines Stammhirns schlägt Lady Domina gerade einen Kunden, dessen Schreie mich abermals aufschrecken.

Ein Besuch bei meinem Hausarzt bringt kaum Linderung, im Gegenteil, denn auch er hat nun ein Zimmer in meinem Kopf, und alle seine Patienten mit dazu, die mir, während ich völlig erschöpft erneut zu schlafen versuche, von ihren Rheumabeschwerden und eitrigen Ausschlägen erzählen.

Die Lage scheint ausweglos.

Dann aber nicke ich doch plötzlich ein, wie von einem Anästhesisten infusiert, schlafe drei Nächte und zwei Tage durch, rundum kehrt Stille ein. Als ich schliesslich – aufgeschreckt durch Stimmen im Treppenhaus – aufwache, mir eilig etwas überziehe und zur Tür gehe, erkenne ich durch das Guckloch eine Gestalt mit einem Koffer in der Hand. Ich mache auf und schaue den Besucher fragend an.

„Bitte?“

„Wir haben telefoniert...“, sagt der Mann zögerlich, „... wegen dem Zimmer, das bei ihnen frei geworden ist...“

„Tut mir leid“, sage ich, „alles ausgebucht!“

Domenico Vincenzo Gottardi trinkt Domenikus Klosterbräu

Rezension

Wohngemeinschaft mit Känguru von Stammgast Reto Beau

„Ding Dong. Es klingelt. Ich gehe zur Tür, öffne und stehe einem Känguru gegenüber.“ Mit diesen Worten eröffnet der Autor Marc-Uwe Kling seine „Känguru-Chroniken“. Wüsste er in diesem Moment, was noch auf ihn zukommt, er würde die Tür wohl ganz schnell wieder zuschlagen. Seien wir froh, fehlt ihm diese Geistesgegenwart. Denn für uns Leser wäre mit dem überstürzten Türzuschlagen eines der lebenswür-

digsten Arschlöcher – ja, das Känguru – für immer verloren. Zu Beginn sind es Kleinigkeiten, welche das Känguru von Kling will: Eier, Milch, Mehl, Mixer. Aus diesen bescheidenen Anfängen entwickelt sich bald ein konstanter Terror vor des Autors Wohnungstür, so dass das Känguru bald ganz einzieht. In den darauffolgenden (übersichtlichen, aber doch stattlichen) 81 Kapiteln breitet das Känguru sein Weltbild aus. Für ein Beuteltier ist dieses schon ziemlich ausgefallen: Das Känguru kämpfte beim Viet Cong, ist sich heute

aber selbst für die schlimmsten Auswüchse des Kapitalismus – überbeuerte Bezahlefonnummern – nicht zu schade. Ansonsten ist der Beutler wohl ganz einfach das gemeinste, rassistischste und grössenwahnsinnigste Schwein, das Deutschland seit 1945 untergekommen ist. Und dabei ganz sicher lustiger und subversiver als Kangaroo Jack.

Marc-Uwe Kling, Die Känguru-Chroniken. Ansichten eines vorlauten Beuteltiers, Ullstein.

Die letzte Runde bezahlt Schmuddel Schmidli

**In der WG kreuzen sich die Wege
Von Pelé und Paul Klee**

**Man schwingt den Pinsel, wirft die Bälle
Ersteres Klee, Letzteres Pelé**

**Danach geht jeder seiner Wege
Nach Brasilien und ins Zentrum Paul Klee**

klein.



**aber flexibel.
GOTTARDI PRINT**

Telefon 031 991 75 76 – E-Mail: info@gottardiprint.ch

Vorschau

„Seminar“ heisst das Thema der nächsten Ausgabe der BIERGLASLYRIK. Schicke deinen Text bis 31. Mai 2013 an: redaktion@bierglaslyrik.ch.

Ob Kurzgeschichte, Gedicht, Erörterung, Wortdefinition, ... alle Textsorten sind erwünscht. Thematisch oder sprachlich muss dein Text im weitesten Sinn das Thema „Seminar“ streifen.

Bedingungen zur Form deines Textes findest du unter: www.bierglaslyrik.ch. Eine Auswahl der eingesandten Texte erscheint in der nächsten Ausgabe.

Impressum

Herausgeber & Redaktion:

Michael Bucher
Oliver Käsermann
Reto Boschung

Illustrationen: Bettina Lüdin

Korrektorat:

Peter Käsermann
Sonja Koller

Administration: Marlène Käsermann

Büro Biel: Franziska Berger

Büro Erding: Vyda Stein

Büro Salzburg: Lisa V. Niederberger

Büro Zürich: Peter Frech

Bierrat: Vakant bzw. rekonvaleszent

Kontakt:

BIERGLASLYRIK
Gesellschaftsstrasse 87
3012 Bern (Schweiz)
redaktion@bierglaslyrik.ch

Internet: www.bierglaslyrik.ch

Abonnemente: Kostenlos oder als Abo auf www.bierglaslyrik.ch

Auflage: 150 Druckexemplare sowie freier Download

Druck:

Gottardi Print
Bernstrasse 45
Postfach 585
3018 Bern